

1760. Der Frühling war nicht sonderlich, der Sommer laß, der Herbst rauh, zu Ende September fing es an zu regnen, und hat an einem Stück gereignet bis Ende Febr. Auch gab es solche Sturmwinde, die entsetzlich waren, in dem Herbst, an Fröhen war es ein geeignet Jahr. Auch Obst, Äpfel, Birn, Zwetschen usw. hat es eine große Menge gegeben, jedoch aber brent das Kriegsfeuer noch immer in voller Flamme, und ist die Frucht sehr theuer. Wegen des vielen an einem Stück fortwährenden Regenwetters waren alle Felder grundlos. Man konnte nicht aus noch ein kommen. Ach Gott erbarme dich doch, und gebe doch wieder Friede und Ruhe. Wegen der Kriegsunruhe ist das Vieh rar. Schuh, Strimpf und andere Kleidung ist so theuer, daß sie fast nicht zu bezahlen. Dazu kam noch eine Devaluation des Geldes, da konnte man mit niemanden zu recht kommen, und wegen der vielen harten Halbgiuldenstücke, welche devaluirt waren, gab es kein Scheidemünz. Das gab eine große Confusion in Handel und Wandel unter den Armen. Die Reiche hatten's alles bejammen. Ach Elend, ach Jammer. Ach Gott sehe doch darin, erbarme dich. Was jeto vor Bucher, vor Stippem und Wippem nur am Gelde getrieben wurde, ist mit feiner Feder zu beschreiben, geschweige an andern Waaren. Ein paar Schuh mußte mit 2 bis 2½ fl. bezahlt werden. Wer einen Gulden gutes Geld haben wollte, muß 10 bis 12 fl., auch noch mehr Lage geben usw. Ach Gott sehe doch darein. Glaube und Liebe ist nicht mehr zu finden. Es tritt jetzt fast ein Mensch den andern, das ist die reine Grundwahrheit. Man fragt jetzt nicht mehr nach Gott, noch weniger aber nach Gottes Dienst usw. Aber Büchern und schinden ist jetzt in einer solchen starken Bewegung, daß sich der Erdboden erschittert. Ach hüßf heylige Drey-einigheit! Daß doch solche Lafter ein Ende nehmen.

1761. Es hat abgewichenen Winter bey uns feinen Schnee gegeben, aber braß Regen. Zu Ende Febr. 1761 gab sich das Regenwetter und gab hellen Himmel und dabei starke, trockene aufhöhlende Winde. Die trudeneten das Erdreich gewaltig aus. Es konnte nichts wachsen. Vom Ende Febr. bis in die Mitte des Mai 1761 hat es nicht geregnet. Auf den Hohlwind gab's im April auch noch starken Frost, daß das Laub an den Bäumen hing und wieder erfrohren. Es ist eine wunderbare Witterung und das Kriegsfeuer brent noch immer fort. Ach Gott erbarme dich und gib doch Frieden Amen."

IV.

Zum Schluß seien noch einige Bemerkungen gemacht über die Persönlichkeit des Mannes, dessen Kometschrift wir bisher besprochen haben. Es geht aus allem, was wir mitteilen konnten, hervor, daß Jakob Konrad Justus ein gebildeter und gelehrter Mann war. Schon seine ganze Schreibart beweist das. Er ragt in ihr weit über seine zeitgenössischen Kollegen hinaus. So wie Justus schreibt, konnte zu seiner Zeit nur ein Mann mit einer guten, weit über die Volksschulbildung hinausragenden Bildung schreiben. Nach ihr muß Justus den besten Chronisten unter den besten darmstädtischen Warren seiner Zeit an die Seite gestellt werden. Daß er ein gebildeter Mann war, geht aber auch aus anderen Umständen hervor. Er gebraucht lateinische und griechische Ausdrücke wie einer, der in beiden Sprachen wenigstens die Grundlagen beherrscht. Er bringt mehrfach lateinische Zitate und zwar mit einer Einführung, die erkennen läßt, daß ihm diese Sprache geläufig ist. Vor allem aber ist die Laßtache seiner Gedanken vorzucht. Seine Art endlich zu zitteren („vide des s. Pöschels Vorhoff der Sternwissenschaft Cap. VIII, § 7. 8. das 277 et 78“, „zu sehen in Herrn Mallets Beschr. des ganz Erdt. Tom. II. Cap. III § 33 p. 149“, „zu sehen eines unbekanten Victoris ICH. Historische Erzählung von dem Cometen p. 24, 27 usw.“) ist die eines Gelehrten.

Wie kam der Schulrehrer Justus, der vor dem Antritt seines Schulamtes Handwerker gewesen war, zu dieser Bildung? Die Antwort auf diese Frage wird gewöhnlich in der Art gegeben, daß man sagt: er hat sie sich durch eigenen Fleiß mühsam selbst angeeignet. Ich könnte das für einzelne Zweige seines Wissens — etwa seine astronomischen Kenntnisse — zugeben. Aber für das Ganze seiner Bildung, vor allem seine doch unläugbare klassische Bildung reicht diese Erklärung nicht aus. Auch ist zu beachten, daß uns Justus bereits bei Antritt seines Schulamts im Besitz dieser Gesamtbildung entgegentritt. Ich glaube vielmehr, daß Justus, ehe er seinen Beruf als Handwerker ergriff, eine Schule besucht hat, die ihm den größten Teil der Kenntnisse übermittelte, die damals von den Schülern einer derartigen eines Pädagogas gefordert wurden. Welches diese Schule gewesen sein wird, darüber kann wohl kein Zweifel bestehen: es war wohl die Grünberger Lateinschule, die in der Zeit, in die des Kalendermanns Jugend fällt, unter der Leitung des Rectors Johannes Weg und des Rectors

Georg Kaspar Jugard eine Zeit höchster Blüte erlebte. Es wurden z. B. in ihr damals — wie ich in Band II meiner „Schulordnungen des Groß. Hessen“ S. 91 nachgewiesen habe, — von dem Diakonus der Kempfius, vom Rector die Colloquia Castellionis, vom Konrektor aber außer den Orationes Ciceronis hebräische Lektionen durchgenommen und die Schüler, wenn solche vorhanden waren, auf Wunsch bis zur Universität vorbereitet. Hoffentlich finden sich noch Schülerlisten der Anstalt, aus denen festgestellt werden kann, bis zu welcher Klasse es der Grünberger Bürgersohn Jakob Konrad Justus gebracht hat, ehe er ins Handwerk ging. Bei der Annahme, daß Justus Grünberger Lateinschüler war, erklären sich übrigens auch sehr gut seine astronomischen Kenntnisse und Neigungen; denn Astronomie wurde damals auf den heftigsten Lateinischen unter dem beherrschenden Einfluß des Gießener Mathematikprofessors, späteren Superintendenten Johann Georg Viehrecht viel getrieben. Auch das macht den Besuch der Lateinschule für Justus wahrscheinlich, daß er aus einer gelehrten Familie stammte: sein Großvater und Urgroßvater waren heftliche Pfarrer gewesen.

Der Schuß der deutschen Sprache

Von Dr. Franz Lichtenberg

„Kaum ein anderes höheres Recht mag es geben, als das, kraft welches wir Deutsche sind, als die uns angeerbte Sprache.“  
Jakob Grimm.

Kurze Zeit ist es erst her, da konnte man an vielen Stellen lesen, die Premiere des „Rosenkavalier“ habe stattgefunden — gleich als ob Rosenkavalier ein undefinierbares Wort wäre und nicht im zweiten Falle des Rosenkavaliers lautete. Oder sollten es vielleicht die besuchten, anscheinend unvermeidlichen Gänsefüßchen sein, denen diese sprachliche Verkrümmelung zur Last zu legen wäre? Denn dieses Redezeichen scheint freilich für viele eine drachenblutartige Kraft zu besitzen, insofern es die von ihm berührten Hauptworte mit der Hornhaut der Undefinierbarkeit ausrückt. Also müssen wir denn auch im Schutze besagter Gänsefüßchen von den Luftfahrten des „Norddeutschen Nord“, der Direktion des „Reisenz-Theater“ und der Redaktion des „Wursthäuser Tageblatt“ hören; allein selbst wenn sie durch ihre Abwesenheit erreichen, wird über die Witterung des verflohenen Januars berichtet. Diese ohne Zug und Recht verkrümmelten Genitive sind wahrhaft Sprachakrobaten zu nennen, und sie erinnern uns an die Pferde, denen man einer läßen Mode zuliebe die Schwänze lüßt. Was aber dem Genitiv recht ist, das ist dem Dativ billig, und wie jenem sein s, so wird diesem das e geraucht, das bei der starken Deklination sein Erkennungszeichen bildet; dem Haus, dem Mann, dem Glas werden schon jetzt vielfach geradezu als die normalen Formen empfunden und angesehen, insofern ein bekannter, auch auf der Bühne erfolgreicher deutscher Schriftsteller jüngst kurzweg von dem überflüssigen Dative als Sprech- und Schreibfehler reden durfte. Aber, dies e ist nicht überflüssig, sondern es dient der Unterscheidbarkeit der Formen und erhöht so die Durchsichtigkeit der Sprache.

Wir haben eine Heimatschutzbewegung, und sie ist verdienstlich; aber ganz ebenso not tut uns eine Sprachschutzbewegung. Wohl haben wackerer Freunde und Kenner der deutschen Sprache, wie Wilmann, Keller, Weise, wohl hat der Deutsche Sprachverein so manches getan, dem Unwelen zu steuern und die Gewissen zu wecken, aber noch immer ist es doch eine bescheidene Minderzahl, die voll begriff, daß der Reichthum, die Beweglichkeit und Feinheit des Geisteslebens eines Volkes in unmittelbarer Abhängigkeit von Reichthum, von der Beweglichkeit und Feinheit seiner Sprache stehen. liegt doch die Zeit erst etwa zwei Jahrhunderte hinter uns, da ein Leibniz noch die deutsche Sprache für unfähig zum Ausdruck seiner Gedanken erklärte und sich fremder Zungen dazu bedienen mußte! Wenn seitdem die deutsche Sprache dem damaligen herrschenden Französisch ebenbürtig geworden ist, ja in mancher Hinsicht es überflügelt hat, so stehen wir jetzt im Begriffe, eines der mächtigsten Werkzeuge der deutschen Weltkultur aus der Hand zu geben, wenn wir unsere Sprache schlapp und roßig werden lassen. — Wie weit selbst Wohlmeinende noch vom rechten Verstandnisse der Aufgaben der Sprachschutzbewegung entfernt sind, dafür diene uns eine Auslassung in der jüngsten Nummer einer unserer angesehensten naturwissenschaftlichen Zeitschriften als Beispiel. Davi ergreift ein Freund der deutschen Sprache das Wort, um seinen naturwissenschaftlichen Tagelassen Wilmanns bekanntes Buch zu empfehlen. Aber sehr charakteristisch macht er die Einschränkung, eine naturwissenschaftliche Begründung für das Gute und Nützige